

**Günther Rüter (Bonn)**

## **Theodor Fontane zum 200. Geburtstag<sup>1</sup>**

In seinem letzten Roman *Der Stechlin* lässt Fontane die Hauptfigur Baron Dubslav von Stechlin, Major a. D., ein Vertreter des ostelbischen Adels, aber der mildereren Observanz, obwohl sein Geschlecht schon vor den Hohenzollern da war, ausführen: „Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.“<sup>2</sup>

Da Fontane offenkundig, wie der Leser dieses wunderbaren Alterswerks feststellt, große Sympathien für den alten Dubslav und seine Art und Weise, auf die Welt zu schauen, hegte, darf die Frage erlaubt sein, ob er sich seiner Meinung anschloss, dass es unanfechtbare Wahrheiten überhaupt nicht gäbe. Die Antwort fällt eindeutig aus: Ja! Unterstellen wir einmal, dass dies stimmt, schließt sich die Erwägung an, ob für Fontane in hohem Alter denn nichts mehr verbindlich gewesen sei. Ließ er nichts mehr gelten? War für ihn alles relativ? War er ein Nihilist, dem nichts mehr heilig war? Die Antwort auf diese Fragen führen zu einem entschiedenen „Nein“! Was gilt nun?

Fontane ging in seinem ausgefüllten Dasein durch eine harte Schule des Lebens. Es lehrte ihn, dass der Mensch, auch der klügste von allen, nicht in der Lage ist, die Wirklichkeit zu durchschauen und in Worte zu kleiden. Denn die Wirklichkeit ist vielgestaltig und in sich widersprüchlich. Die Menschen sehen sie mit unterschiedlichen Augen. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie unterschiedlichen Alters sind, oder aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen bzw. Ständen stammen. Auch die Sichtweise der Geschlechter spielt eine maßgebliche Rolle. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten fordert die Wirklichkeit dazu auf, gedeutet zu werden, wenngleich auch die trefflichste Analyse hinter ihr zurückbleibt. Fontane hat sich dieser Herausforderung gestellt.

Schon in jungen Jahren fasste er den Entschluss, Schriftsteller zu werden. Im Alter spricht er davon, ein „Tintensklave“ zu sein. Er hat seine Zeit mit wachen und kritischen Augen durchgemessen. Er wollte unterhalten, nicht belehren, aber doch der Gesellschaft und dem Staat den Spiegel vorhalten. Dies gilt besonders für sein Alterswerk, für seine Romane, aber nicht nur. Auch seine späten Balladen und Theaterkritiken zeugen davon. Bei der Beerdigung des Barons würdigt Pastor Lorenzen den Verstorbenen mit den folgenden Worten:

---

<sup>1</sup> Der Vortrag wurde am 8. Mai 2019 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität gehalten.

<sup>2</sup> Fontane, Theodor: *Der Stechlin*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 8. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1959, S. 8. Die Seitenzahlen im Haupttext beziehen sich auf diese Ausgabe.

„Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Leben kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt. Was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. [...]. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war.“  
(351)

Dies galt auch für Fontane. Es gilt für sein Leben und von wenigen Ausnahmen auch für sein ganzes, viele tausend Seiten umfassendes Werk. Am deutlichsten legt das Konzeptionsprinzip seiner Romane darüber Zeugnis ab. Der Erzähler nimmt sich zurück; er weiß, dass er nicht mehr weiß, als alle anderen. Darum lässt er seine Figuren, die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Er selbst nimmt an ihren Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit teil, aber er beansprucht für sich keine Sonderrolle. Er arrangiert sie. Er schildert sie als Menschen ihrer Zeit, ihres Standes und ihrer Generation. Er schildert sie mit Empathie. Das gilt nicht nur für Effi Briest, es gilt auch für ihren ehrsüchtigen Ehemann von Innstetten. Er folgt der gesellschaftlichen Konvention. Obwohl er seine Frau liebt, entscheidet er sich gegen sie und für das „tyrannisierende Gesellschafts-Etwas“. „Ich habe keine Wahl. Ich muß“, lautet seine Unglücksbotschaft.<sup>3</sup>

Fontane meidet jede ‚Schwarz-Weiß-Konturierung‘. Die Sichtweise des Erzählers und die seiner Akteure treten in einen Dialog ein. Sie kommunizieren miteinander, wie die Streicher mit den Bläsern in einem Orchester. Ab und zu meldet sich der Erzähler jedoch mit einem gewissen Nachdruck zu Wort, so wie in einem Klavierkonzert der Pianist. Dabei bleibt er aber immer, wie dieser auch, symphonischer Teil des von ihm inszenierten Geschehens. Häufig begibt er sich dabei in die Pose des heiteren Darüberstehens. Er verweist auf die Schwächen und Stärken seiner Protagonisten. Ihre Haltungen, wie auch seine eigene als Erzähler, kleidet er gerne in sanfte Ironie. Und doch lässt er den Leser nicht in diesem vielstimmigen und manches Mal dramatische Züge annehmenden Konzert der sich widersprechenden Meinungen und Ansichten allein. Er führt ihn dahin, Überlebtes, Absterbendes, Morsches, das auf alten Konventionen und überkommenden Moralvorstellungen beruht, zu überprüfen und sich dem Neuen mit kritischem aber wachem Blick zu stellen. Surfer des Zeitgeistes sind ihm suspekt.

Fontanes Leben zeigt, dass er kein ‚Programmbürger‘ war, der sich mal dieser mal jener Meinung anschloss, so wie es gerade günstig erschien. Fontane war

<sup>3</sup> Fontane, Theodor: Effi Briest. In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 7, S. 374.

ein Mann der Gesinnung und Haltung, aber er war kein Prinzipienreiter. Vielmehr war er zu Kompromissen bereit. Er musste sie häufiger eingehen, als es ihm lieb war. Aber er setzte Grenzen. Grenzen für sich und Grenzen für andere. Aber zuallererst lotete er sie aus. „Sich abschließen heißt sich einmauern, und sich einmauern ist der Tod“, heißt es im *Stechlin* (251). Es könnte sein Lebensmotto sein!

Fontane hat sich auch im hohen Alter nicht eingemauert. Er hat mit wachem, neugierigem Blick den Wandel der Zeit betrachtet. Er hat sich die Frage gestellt, was sollte erhalten bleiben und was sollte an Neuem hinzukommen. Diese Haltung des Suchens spiegelt sich in seinen Romanen und Gedichten. Viele sind nicht zuletzt deshalb unsterblich geworden. Sie sind aber auch unsterblich geworden, weil ihnen neben dem Kolorit des sich rasant verändernden neunzehnten Jahrhunderts eine tiefe menschliche Dimension innewohnt. Sie bricht jede tendenziöse Neigung, relativiert sie zumindest, wie in dem Gedicht *Einzug*, das den Einmarsch der preußisch-deutschen Truppen nach dem Sieg gegen Frankreich 1871 in heroischer Pose schildert, mit den lakonischen Worten an den König und sein Militär: „Bon soir, Messieurs, *nun ist es genug*.“<sup>4</sup> Fontane war ein großartiger Stilist, feinsinniger Beobachter und Kritiker des Zeitgeistes, dem wir heute nicht weniger ausgeliefert sind, als er damals. Seine Romane und Erzählungen zeugen von der Mühsal, dagegen anzukämpfen. Sie zeugen aber auch davon, wie notwendig es ist.

Was würde Fontane zu einer derartigen Würdigung sagen. Wir wissen es nicht. Aber vermutlich würde er sagen, ich fühle mich geehrt und hinzufügen: und nicht völlig missverstanden. Sicher ist, dass es ihn sehr überraschen würde, zu erfahren, dass ihm noch heute große Aufmerksamkeit zu Teil wird. Ein Denkmal in Neuruppin, seiner Geburtsstadt und im Tiergarten in Berlin, wo er so gerne spazieren ging, das lag jenseits seiner Vorstellungen. In fortgeschrittenem Alter dichtete er:

„Summa summarum

[...] Es drehte sich alles um Lirum larum  
Um Lirum larum Löffelstiel,  
Alles in allem es war nicht viel.“<sup>5</sup>

Knapp zehn Jahre vor seinem Tod schrieb er:

„Ich habe, ein paar über den Neid erhabene Kollegen abgerechnet, in meinem langen Leben nicht 50, vielleicht nicht 15 Personen kennen gelernt, denen

<sup>4</sup> Fontane, Theodor: Balladen und Gedichte. In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 20, S. 239–241, hier S. 241.

<sup>5</sup> Ebd., S. 412.

gegenüber ich das Gefühl gehabt hätte: ihnen dichterisch und literarisch *wirklich* etwas gewesen zu sein. Im Kreise meiner Freunde hier (oder gar Verwandten) ist nicht einer; jeder hält sich die Dinge grundsätzlich und ängstlich vom Leibe, und vergegenwärtige ich mir das alles, so habe ich allerdings Ursach, über den Verkauf von lumpigen 1000 Exemplaren erstaunt zu sein, denn 100 ist eigentlich schon zu viel. Und mehr als 100 werden auch aus dem Herzen heraus *nicht* gekauft [...].“<sup>6</sup>

Natürlich handelte es sich bei diesen Einlassungen um grandiose Übertreibungen. Daraus sprach ebenso Bescheidenheit wie Enttäuschung. Denn tatsächlich gelang es ihm erst mit *Effi Briest*, den sehnsüchtig erwarteten Bestseller zu schreiben.

Fontane blickte stets mit einer gewissen Zurückhaltung und Skepsis auf seine Kollegen, Zeitgenossen, Kritiker, Würdiger und Verwandten. Diese Eigenschaft verstärkte sich besonders dann, wenn Jubiläen anstanden. Er selbst schrieb zahlreiche Gelegenheitsgedichte aus besonderem Anlass und wusste nur zu gut, wie sie zustande kamen und welcher Geist sie trieb.

Jubiläen verführen zur Verallgemeinerung und zur Idealisierung. Dies setzt in der Regel schon nach zehn Jahren ein. Allerdings ist zu diesem Zeitpunkt für den Laudator noch Vorsicht geboten. Die Vergangenheit ist noch präsent. Nach 50 Jahren sieht das anders aus. Hier blickt die nachgewachsene Generation auf die vorherige. Das Korrektiv lebt. Nach 100 Jahren ist dieser Bezug nicht mehr gegeben. Vor 100 Jahren sprachen die Menschen über die bittere Niederlage der Mittelmächte im ‚Großen Krieg‘. Für die Zeitgenossen heute liegt das eine Ewigkeit zurück. Aber die Folgen dieser Heimsuchung Europas spüren wir immer noch. In der Gegenwart liegt mehr Vergangenheit, als wir im Alltag gemeinhin wahrnehmen. Und wie ist es mit einem 200jährigen Jubiläum, dem 200. Geburtstag von Fontane?

Tritt uns in seinem Werk nun endgültig der Staub der preußisch-deutschen Geschichte entgegen? Reicht ein Staublappen nicht mehr, brauchen wir einen starken Staubsauger, um es zugänglich zu machen? Kurt Tucholsky jedenfalls meinte schon zu seinem 100. Geburtstag, an dem die Niederlage der Mittelmächte im Großen Krieg endgültig im Vordergrund stand, dass dieser „märkische Goethe“ keine Zukunft mehr hätte: „Wir denken anders, wir werten anders, wir fühlen anders, und wir urteilen anders“, meinte er. Relativierend fügte er aber an, dass sein Werk „ein prachtvolles Gemisch aus Lavendelduft und neuer Zeit“ sei.<sup>7</sup>

Als Fontane am 30. Dezember 1819 geboren wurde, lag der Wiener Kongress gerade mal vier Jahre zurück. Er gab Europa eine neue Friedensordnung nach

<sup>6</sup> Brief an Georg Friedlaender am 11. November 1889. In: Fontane, Theodor: Briefe. München: Hanser 1980, Bd. 3, S. 734–735.

<sup>7</sup> Tucholsky, Kurt: Fontane und seine Zeit. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987, S. 241–244, hier S. 241.

den Napoleonischen Kriegen. Sie begünstigte den wirtschaftlichen Aufschwung und die Industrialisierung, die Europa und auch das Umfeld des heranwachsenden Fontane mehr veränderte, als es die vorherigen Generationen erlebten. Das besondere des 200. Geburtstages Fontanes besteht nun darin, dass wir mit ihm durch das 19. Jahrhundert schreiten. Als er geboren wurde, setzte sich nach und nach die neue Zeit durch. Die ersten beiden Jahrzehnte hatten noch im Zeichen des Krieges gestanden. Als er im September 1898 verstarb, war das 19. Jahrhundert so gut wie zu Ende. Nationalismus und Kolonialismus warfen da bereits ihre dunklen Schatten auf Europa und das Deutsche Reich. Gebärden der Macht und nicht des Friedens breiteten sich mehr und mehr aus. Preußen strebte nach Dominanz. Mit Fontane als Kronzeuge und Schriftsteller in dieser aufwühlenden Zeit bietet sich uns Nachgeborenen die einmalige Chance, mit seinen Augen die Welt zu betrachten, in der er lebte und wirkte. Wenn wir diesen Weg, und sei es auch nur ein kleines Stück weit, gehen, reduziert sich die Gefahr der Verallgemeinerung und Idealisierung, die nun einmal runde Geburtstage dieser Relevanz in sich bergen.

Fontanes Leben verläuft nicht wie aus einem Guss. Das gilt für seine literarische ebenso wie für seine politische Entwicklung. In beiden Fällen handelt es sich aber nicht um Brüche, eher um Neuorientierungen. Vorhandenes schwächt sich ab, lebt aber weiter. Neues kommt hinzu und gewinnt an Kraft. Dieser Entwicklungsprozess gilt für die Zeit vor und nach Gründung des Deutschen Reiches. Literarisch setzt er nach dem Abschluss seiner Kriegsbücher und dem endgültigen Verzicht auf eine Karriere im Staatsdienst ein. Es ist schwer, ein konkretes Datum dafür zu nennen. Die intensive Beschäftigung mit seinem Roman *Vor dem Sturm* seit 1876 steht gewiss damit in Zusammenhang. Sie schärft sein Bewusstsein für die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse seit Beginn des Jahrhunderts und lässt die Gründerjahre mit ihrem Hurra-Patriotismus, politischen und sozialen Fragwürdigkeiten in kritischem Licht erscheinen. Der Kaiser und Bismarck sind davon ebenso wenig ausgenommen wie der Adel und die Kriegsprofiteure. Sein Blick auf Staat und Gesellschaft radikalisiert sich.

In seinen Lehrjahren als Apotheker steht er auf der Seite der Revolution und kämpft für Demokratie und Freiheit. Seinem langjährigen Freund Lepel schreibt er: Die Ereignisse der Revolution, gemeint ist die von 1848,

„fordern zum Kampf heraus. Was auch der Ausgang desselben sein mag, ich *wünsche ihn*, u. bin außer mir jenes herrliche Mittel zu entbehren, ohne welches jede Beteiligung eine Unmöglichkeit ist. Mit dürren Worten: hast Du nicht auf väterlicher Rumpelkammer eine alte aber gute Büchse? Ich fordere es von Dir als einen Freundschaftsdienst, mich nicht im Stich zu lassen, [...] und sehe einigen Zeilen, noch lieber aber dem Musketendonner in Person entgegen.“<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Fontane an Bernhard von Lepel am 21. September 1848. In: Fontane: Briefe, Bd. 1, S. 42.

Fontane stand bis zu seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst Mitte des Jahrhunderts für die Ideale der bürgerlichen Revolution ein. Preußen schien ihm keine Zukunft zu haben. Er erkannte in ihm Züge eines Polizeistaates. Seine Hoffnung, als freier Schriftsteller zu reüssieren und darauf sein Leben aufbauen zu können, erfüllte sich jedoch nicht. Mit dem Scheitern der Revolution geriet er in Armut, wollte aber um alles in der Welt nicht mehr als Apotheker arbeiten. Dass schon vor Jahren gegebene Heiratsversprechen an seine Verlobte Emilie Rouanet-Kummer ließ sich nicht mehr länger hinauszögern, aber um zu heiraten, bedurfte es einer wirtschaftlichen Grundlage. Im Dienste Preußens hoffte er sie zu finden. Emilie heiratete er im Oktober 1850. Sieht man einmal von kurzen Unterbrechungen ab, und rechnet seine Tätigkeit für die reaktionäre dem Staat ergebene *Kreuzzeitung* in den sechziger Jahren hinzu, so bleibt er fast zwanzig Jahre der preußischen Regierung aufs Engste verbunden.

In der Mitte seines Lebens, einer Zeit der Repression, tritt Fontane für König und Vaterland ein. Mit gutem Recht darf man ihn in diesem Lebensabschnitt als konservativ, patriotisch und regierungstreu bezeichnen. Diese Haltung führt ihn für einige Jahre nach England. London wird für ihn zu einer literarischen Quelle der Inspiration und weitet seine politische Perspektive. Es waren wechselvolle Jahre. Jahre der Unterordnung, der Einsamkeit und des Verzichts. Die Zeit danach bei der *Kreuzzeitung* bezeichnete er in seinen Lebenserinnerungen als eine überaus glückliche Lebensphase, weil er dort nahezu uneingeschränkt seiner Leidenschaft zu schreiben nachkommen konnte. Politischen Zwängen sah er sich dort kaum ausgesetzt. Allerdings war er längst nicht mehr der aufbegehrende Revolutionär. Er stand als loyaler Staatsbürger an der Seite der Monarchie. Der Demokratie räumte er in den nächsten Jahrzehnten keine Chancen ein. Seit Anfang der sechziger Jahre entstehen die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Sie werden neben seinen Balladen und Gedichten zu seinem Markenkern als Schriftsteller und machen ihn über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannt. Noch einmal versuchte er einen Posten im Dienst des Staates als Sekretär der Akademie der Künste zu ergattern. Er dachte dabei vor allem an die damit verbundene Reputation und die Alterssicherung seiner Familie. Doch er scheiterte und kündigte nach wenigen Wochen. Seine Familie, insbesondere seine Frau Emilie, war verzweifelt. Gottlob hatte er bei der liberalen *Vossischen Zeitung* eine respektable Stelle als Theaterkritiker gefunden, so dass der Familie weitere Jahre der Not erspart blieben. Und dann geschah das Unerwartete. Nach der Mühsal seiner zum Teil misslingenden und nur wenig Beachtung findenden Kriegsschriften, gelang ihm mit *Vor dem Sturm* ein großartiger Roman, der später nicht ganz zu Unrecht als deutsche Variante von Tolstois *Krieg und Frieden* gedeutet wurde. Er war zu diesem Zeitpunkt beinahe 60 Jahre alt: für damalige Verhältnisse ein Greis. Der Roman eröffnete den Start in eine neue poetische Darstellungsweise. Zugleich markierte er den

Aufbruch zu einem neuen Selbstverständnis. In seinen Balladen über bedeutende Preußische Offiziere adelt er deren heldenhaftes Auftreten, nun hebt er in seinen historischen Romanen ihre Schwächen und ihre Selbstgerechtigkeit hervor. Sie schreiben nicht mehr Geschichte, sondern die Geschichte macht sie auf unerbittliche Weise zu Verlierern. Bis zu seinem Tod veröffentlichte er fortan 17 Romane und Erzählungen, teilweise arbeitete er an ihnen parallel. In ihnen schuf er ein beeindruckendes Figurenpersonal. Vor allem sind es Frauen wie Lene Nimbsch in *Irrungen, Wirrungen*, Effi Briest, die wortgewandte und abwägend argumentierende Melusine im *Stechlin*, und die lebenskluge Mathilde Möring in der gleichnamigen Erzählung, die dem Zeitgeist und der herrschenden Moral in einer zunehmend erstarrenden Gesellschaft mit Verstand und Herzenswärme trotzen. Während sie für das Neue eintreten und alte Klischees und Konventionen abstreifen, oder es zumindest versuchen, tritt uns in dem männlichen Figurenpersonal stärker das verbogene Alte entgegen. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen. Sie stehen jedoch meistens nicht im Mittelpunkt des Geschehens. In der Ballade *John Maynard*, die 1886 entstand, schildert er uns einen tapferen Steuermann, der das brennende Schiff in die Brandung steuert, um die Passagiere zu retten. Bei diesem Manöver verliert er selbst sein Leben. „Er starb für *uns*, unsre Liebe sein Lohn. John Maynard“, so schließt das Gedicht.<sup>9</sup>

Fontane erfand sich im Alter neu. Er suchte neue Herausforderungen, nachdem die größtmögliche materielle Not überwunden, die ihn bis dahin einschränkenden Verpflichtungen und Rücksichtnahmen bei Seite gekehrt waren. Nun fühlte er sich im eigentlichen Sinne frei. Frei wie nie zuvor. Er startete eine großartige Karriere, die ihm sogar die Ehrendoktorwürde der Berliner Universität einbrachte.

Fontane hat auf seinem Lebensweg viele Kompromisse eingehen müssen, aber seine Ideale hat er nie aufgegeben. Am Ende seines Lebens nahm er die Rolle eines liberalen, kritischen Intellektuellen ein, der die Entwicklung des wilhelminischen Reiches mit zunehmender Skepsis betrachtete.

Fontane war kein edler Ritter des Zeitgeistes, dessen Haltung der wechselnden Windrichtung folgte. In allen Phasen seines Lebens wahrte er Distanz. Er wusste um die Unsicherheit des menschlichen Urteils. Mal folgte er mehr, mal weniger seiner Überzeugung. Loyalität spielte dabei immer eine Rolle. Diese Haltung trat fortan in seinem erzählerischen Werk immer markanter hervor. Stärker noch offenbarte sie sich in seinen Briefen, im Alter vor allem im Briefwechsel mit Georg Friedländer (1845–1914), einem Amtsrichter aus einer jüdischen Berliner Gelehrtenfamilie, den er während einer Sommerfrische im Riesengebirge 1884 kennen und schätzen gelernt hatte. Darin bürstet er kräftig gegen die immer weiter ausufernde neue deutsche

---

<sup>9</sup> Fontane: Balladen und Gedichte, S. 167–169, hier S. 169.

Überheblichkeit im Inneren des Reichs und gegen über dem Ausland. Die nationale Stärke und wachsende wirtschaftliche Macht verführten seinem Empfinden nach zum Größenwahn, der so gar nicht mit der alten preußischen Tradition zu vereinbaren war. Obwohl er dies rügte, und gegen den Zeitgeist ankämpfte, vermochte er sich ihm nicht völlig zu entziehen. Am deutlichsten trat dies im Antisemitismus hervor, der sich seit Mitte der siebziger Jahre als Folge der Großen Repression ausbreitete. Selbst gegenüber seinem Freund Friedländer, den er in seinen Briefen mit „Hochgeehrter Herr“ anzusprechen pflegte, polterte er gegen die Juden. Er bediente die öffentlichen Klischees von der Judenmacht der Presse, die versucht, „der gesamten Welt *ihre* Meinung aufzuzwingen.“<sup>10</sup> Schärfer äußerte er sich in einem Brief an den Berliner Universitätsprofessor für Philosophie und Pädagogik Friedrich Paulsen (1846–1908), wo er die Juden trotz ihrer außergewöhnlichen Begabungen „ein schreckliches Volk“ nennt, ein Volk, „dem von Uranfang an etwas düffelhaftes Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann.“<sup>11</sup>

Derartige Zeilen wiegen schwer. Es finden sich in seinen Briefen und in seinem Werk auch zahlreiche wohlwollende Aussagen. Mit vielen Juden war er befreundet, nicht nur mit Friedländer, auch mit dem Journalisten und Dramatiker Wilhelm Wolfsohn. Die Konfession seiner Freunde hatte für ihn nie eine Rolle gespielt. Auch hob er hervor, dass er persönlich von den Juden bis zum heutigen Tag nur Gutes erfahren habe. Seine Kritik an den Juden erinnerte in vielerlei Hinsicht der am Adel. Er fühlte sich beiden verbunden, missbilligte aber ihre gesellschaftliche Rolle. In einem Fall bezieht er gegen die Zeitströmung Stellung, im anderen geht er mit ihr. Auch wenn wir uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ca. fünfzig Jahre vor Auschwitz befinden und Fontane nicht für die Exzesse des Nationalsozialismus in die Pflicht genommen werden kann, bleibt doch ein Unbehagen, dass ihn sein ansonsten ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein an dieser Stelle nicht zur Mäßigung angehalten hat. Dies gilt umso mehr, da er seine Briefe ausformulierte und nicht auf die Schnelle niederschrieb. Seine politische Meinung trat hier offener zutage als in seinem essayistischen und erzählerischen Werk. Sie vermittelte sich hier direkter und pointierter, manches Mal auch unverblümt. Sie erfährt keine Relativierung. Thomas Mann erkannte darin einen „Altersradikalismus“, der sich hier rücksichtsloser äußerte als in seinem erzählerischen Werk.<sup>12</sup> Wo seine

---

<sup>10</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 15. März 1898. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 704–706, hier S. 705.

<sup>11</sup> Fontane an Friedrich Paulsen am 12. Mai 1898. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 714–715, hier S. 714.

<sup>12</sup> Mann, Thomas: Noch einmal der alte Fontane. In: Ders.: Gesammelte Werke. Frankfurt/M.: Fischer 1974, Bd. 9, S. 816–822, hier S. 820.

wahre Gesinnung besser zu erkennen ist, bleibt zu bedenken, weil die Briefe den Stimmungen des Tages folgten.

Die Lektüre der Briefe bestätigt seine sich zuspitzende Kritik am Adel und der wilhelminischen Gesellschaft, die er in seinen Romanen behutsam, aber doch deutlich aufgreift. Meistens steht der Adel hier für das Gestrige, das Absterbende, für eine Haltung ohne Zukunft. Radikaler äußert er sich in seinen Briefen, etwa an Friedländer im August 1897:

„Preußen – und mittelbar ganz Deutschland – krankt an unsren Ost-Elbiern. Ueber unsren Adel muß hinweggegangen werden; man kann ihn besuchen wie das aegyptische Museum und sich vor Ramses und Amenophis verneigen, aber das Land *ihm* zu Liebe regieren, in dem Wahn: *dieser Adel sei das Land*, – das ist unser Unglück und so lange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken.“<sup>13</sup>

Ähnlich urteilt er über den Hochadel. Ihm spricht er das Recht ab, auf das politische Leben einzuwirken, sobald er dort keine Funktion mehr hat. Er billigt ihm nicht mehr Rechte als anderen Bürgern zu. Doch stattdessen liefen „Tausende solcher aus der Steinzeit“ stammenden Persönlichkeiten herum. Noch schlimmer: Je mehr diese „Steinzeitler“ die bittere Erfahrung machen, auf das Abstellgleis zu gelangen, und ihre Einsicht wächst, „daß die Welt andren Potenzen gehört, desto unerträglicher werden sie in ihren Forderungen; ihre Vaterlandsliebe ist eine schändliche Phrase, sie haben davon weniger als andre, sie kennen nur sich und ihren Vortheil und je eher mit ihnen aufgeräumt wird, desto besser.“<sup>14</sup>

Dennoch vermag er sich, eine Welt ohne Adel nicht vorzustellen, „aber er muß danach sein, er muß eine Bedeutung haben für das Ganze, muß Vorbilder stellen, große Beispiele geben und entweder durch geistig moralische Qualitäten direkt wirken oder diese Qualitäten aus reichen Mitteln unterstützen.“<sup>15</sup> Eine solche Haltung vermisst er, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Auch die Hohenzollern betrachtet er mit distanziertem Blick. Anerkennung und scharfe Kritik stehen nebeneinander.

„Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten und was mir an dem Kaiser *nicht* gefällt, ist das im Widerspruch dazu stehende

---

<sup>13</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 5. April 1897. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 642–643, hier S. 643.

<sup>14</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 14. Mai 1894. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 352–355, hier S. 352.

<sup>15</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 6. Mai 1895. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 449–451, hier S. 451.

Wiederherstellenwollen des Uralten. In gewissem Sinne befreit er uns von den öden Formen und Erscheinungen des alten Preußenthums, er bricht mit der Ruppigkeit, der Poplichkeit, der spießbürgerlichen Sechsdreierwirthschaft der 1813er Epoche [...]. Er ist ganz unkleinlich, forsch und hat ein volles Einsehen davon, daß ein Deutscher Kaiser was andres ist als ein Markgraf von Brandenburg. [...] Deutschland soll obenan sein, in all und jedem. Das alles – ob es klug und ausführbar ist, laß ich dahingestellt sein – berührt mich sympathisch und ich wollte ihm auf seinem Thurmseilwege willig folgen, wenn ich sähe, daß er die richtige Kreide unter den Füßen und die richtige Balancirstange in Händen hätte. Das hat er aber nicht. Er will, wenn nicht das Unmögliche so doch das Höchstgefährliche, mit falscher Ausrüstung, mit unzureichenden Mitteln.“<sup>16</sup>

Er sieht die Balance des Deutschen Reiches in Gefahr, im Innern und im Äußeren.

Fontane ist davon überzeugt, dass der Kaiser das Neue, Moderne nicht mit seinen Methoden, am Ende antiquierten Patentrezepten, erreichen kann. Und Bismarck, wie steht er zum Architekten des Deutschen Reiches?

Fontane schaute auf ihn mit Bewunderung und Verachtung.

Bismarck habe keine edle Natur und es bei der Wahrnehmung seiner Staatsgeschäfte nicht immer so genau genommen. Mogeln habe zu seinem Alltagsgeschäft gehört und nicht nur ein bisschen. Er vergleicht ihn mit Schillers Wallenstein: „Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräther.“<sup>17</sup> Alles zusammen forme das Bild. Stets habe seine Person im Vordergrund gestanden, aber nun, da die Geschichte ihn in hohem Alter auf das Abstellgleis verwiesen habe, klage er über Undank und weine „Sentimentalitätstränen“. Fontane würdigt den Staatsmann Bismarck, er zieht den Hut vor seiner historisch-politischen Leistung, aber als Mensch und Junker ist er ihm „gänzlich unsympathisch.“<sup>18</sup>

Im *Stechlin* lässt Fontane seine Leser wissen, dass der alte Dubslav einen „Bismarckkopf“ haben solle. Darauf angesprochen antwortet dieser süß-sauer:

„Nun ja, ja, den hab ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende bei Bismarck selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem, ich für meine Person, ich habe bei den sechsten Kürassieren gestanden, und Bismarck bloß bei den siebenten, und die kleinere Zahl ist in Preußen bekanntlich immer die größere; – ich bin ihm also einen über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinpilgert, soll auch bloß 'ne Kate sein. Darin sind wir uns also gleich.“ (9)

<sup>16</sup> Fontane an Georg Friedlaender am 5. April 1897. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 642–643.

<sup>17</sup> Fontane an Martha Fontane am 29. Januar 1894. In: Fontane: Briefe, Bd. 4, S. 325–326, hier S. 326.

<sup>18</sup> Ebd.

Wie lautet nun das Fazit, dieses kleinen Spazierganges durch Fontanes Leben und Werk? Es lautet: Dass alle Versuche, ihn in eine Schublade zu stecken, zum Scheitern verurteilt sind. Aber wir sollten auch nicht der Versuchung erliegen, die in seinem Leben und Werk aufscheinenden Widersprüche wegzubügeln. Vielmehr sollten wir sie produktiv aufgreifen und uns mit ihnen proaktiv auseinandersetzen. In ihnen spiegelt sich nicht nur Fontanes Leben, die Widersprüche und Konflikte seiner Zeit, sondern in ihnen spiegeln sich zu einem großen Teil bis heute auch unsere eigenen. Natürlich finden wir in ihnen keine Hinweise darauf, wie wir die Klimaveränderung einzuschätzen haben und mit ihr umgehen sollen, wie wir die verloren gehende Rüstungskontrolle verhindern oder die Europäische Union vor dem Abgrund retten können. Aber sein Leben und Werk sagt uns sehr viel darüber, worauf es im Zusammenwirken einer Gesellschaft ankommt. Ich nenne es den Respekt vor dem anderen. Und die Einsicht in die eigene Unvollkommenheit. Die für mich eindrucksvollste Frauengestalt in Fontanes Werk, Gräfin Melusine, fasst diese Haltung bezogen auf den gesellschaftlichen Wandel in folgende Worte: „Ich respektiere das Gegebene. Daneben freilich auch das Werdende, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen.“ (251) Zugegeben, das ist kein Manifest eines Revolutionärs. Es ist ein Manifest des humanen Zusammenlebens. Es ist ein Manifest des Friedens.